

Hic tenete exemplum sancti Antonii

Ansprache Sonntagabendgottesdienst

17. Sonntag nach Trinitatis | 15.9.2024

Ev. - luth. Kirchengemeinde Seulberg

Als ich unter den Titeln des musikalischen Programmes, das Sie, Frau Fuchs, mir zustellten, des von Haydn in sein Divertimento B-Dur aufgenommenen „Chorale S. Antoni“ gewahr wurde, war mir klar, dass ich heute auf Antonius den Einsiedler zu sprechen kommen musste. Nun haben wir Lutheraner es nicht so mit der „Möncherei“. Recht besehen aber haben wir es hier mit einer ganz anderen Gestalt zu tun als mit einem um sein Heil fürchtenden spätmittelalterlichen Mönch, der sich durch Askese das Heil zu erkaufen versuchte. Und damit scheiterte. Ich rede von Martin Luther. Ganz im Gegenteil. Wir haben den Prototypen eines zweckfrei lebenden Christenmenschen vor uns.

Antonius – Sohn reicher ägyptischer Eltern – um 250 geboren, zog sich nach dem Tod der Eltern unter Verzicht auf den ererbten Besitz in die sketische Wüste zurück. Dort lebte er - ganz bei sich - in äußerster Armut und strenger Askese. Nicht aber - ein solcher Gedanke war dem Frühchristentum fremd – um sich mittels dieser Askese den Himmel zu verdienen - diese Haltung entlarvte Luther als Irrweg -, sondern um sich ganz und gar, sich und dem Geheimnis Gottes auszusetzen. Luther wusste ihn gegenüber entsprechender Polemik in Schutz zu nehmen: *„Antonius kannte das heutige, den Götzen dienende und in seine Zeremonien verliebte Mönchtum nicht, sondern wohnte freiwillig in der Wüste...“* (WA 8,578,18-23)

Es ging ihm zuerst und vor allem, um das Sein und nicht um das Haben. Er entlarvte seinerseits die Manie, durch Besitz und Reichtum etwas zu gelten, als fundamentalen Irrweg. Luther würde später sagen: *„Woran dein Herz hängt, das ist dein Gott!“* Er war der Auffassung, dass man sich, indem man sich an sein Ge-Habe verliere und alle Mühe darauf verwende seinen Besitz zu mehren, den Wohlstand vergötze und zum Goldenen Kalb stilisiere, selbst verliere: *„Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, sich selbst aber verliert?“* (Mt 16,26) Es war ein mutiges Unterfangen, sich sich selbst auszusetzen. Ohne jede Ablenkung. Später würde Pascal sagen: *„Das ganze Unglück der Menschen rührt allein daher, dass sie nicht ruhig in einem Zimmer zu bleiben vermögen.“*

Unser Zeitalter kennt diese ablenkungsfreie Zeit mit sich selbst kaum noch. Wir sind kaum noch irgendwann ganz bei uns. Die sozialen Medien beherrschen unser Leben. Ich bin versucht, mit dem nächsten Konfikus ein paar Tage jenseits der Zivilisation und bar jeden elektronischen Smogs zu verbringen. Und ja, auch ich selbst muss zugeben: mit der Kontemplation hapert es. Da noch eine Mail und hier noch eine Whats-App. Das noch schnell googlen und diese Nachricht noch abrufen. Oh je... Wie weit haben wir uns von uns selbst entfernt.

Mit Antonius den ganzen Betrieb einmal hinter mir lassen, und sei's nur für einen Tag. Raus aus den Funktionen. Antonius saß mehrere Stunden einfach da. So sitze ich immer wieder in der Marburger Universitätsbibliothek. Kein Handyempfang. Gut: Bücher vor mir. Immer noch beschäftigt und abgelenkt. Hin und wieder aber ertappe ich mich dabei, dass ich einfach nur dasitze. Das Buch ist dann nur noch Tarnung. Mein Blick fällt aus den großen Fenstern. Ich komme minutenweise zu mir selbst und sehe in den Himmel. Aber einfach nur dasitzen? Das widerspricht der protestantischen Wirtschaftsethik. Ja, da haben wir etwas verloren, von dem was Jesus von Nazareth praktizierte. Immer nur tun. Immer nur reden. Und ja sich im wahrsten Sinne des Worte „ver-tun“. Ein vertanes Leben.

So abgelenkt von uns selbst wie wir leben, vermute ich hinter dieser Manie, eine unbändige Angst, mit uns selbst und mit dem konfrontiert zu werden, was da in uns ist, was da aus uns spricht. Wir fürchten uns vor uns selbst. Vor unseren Gefühlen. Vor dem, was uns befällt. Vor unseren Wünschen. Vor den Fragen, die in der Stille und Abgeschiedenheit wach würden. Und vor der Langeweile. Und ja: vor der Leere. Sie kennen den sprichwörtlichen „horror vacui“. Was wartet da an Anfechtungen. Luther wusste davon ein Lied zu singen. Sie kennen den legendären Tintenleck in seiner Stube auf der Wartburg. Abgeschnitten von der umtriebigen Welt, in der er seine Reformation anzettelte, auf sich selbst zurückgeworfen glaubte er dem Teufel und eben jenen Geistern ausgesetzt zu sein, die ihn piesackten: „Gib doch auf!“ / „Hat doch alles keinen Zweck!“ / „Gott, das ist doch eine lächerliche Fiktion“ / „Was willst Du schon gegen den Rest der Welt ausrichten!“ / „Mach Dir doch besser ein ruhiges Leben!“ / „Gib auf!“.

So zertrten die „bösen Geister“ an ihm. Sie werden wach, wenn wir uns uns selbst aussetzen und uns nicht in diese oder jene Ablenkung flüchten. Es ist mutig, sich ihnen zu stellen. Wenn wir uns ihnen aber nicht stellen, werden sie irgendwann uns stellen und überwältigen. Wer ihnen ins Auge blickt, entwaffnet sie. So etwa Jesus von Nazareth, der in der Wüste dem Aber-Geist ins Angesicht widerstand. Er widerstand der Versuchung des Reichtums, der Macht und der Selbstvergottung und entwaffnete sie ein für alle Mal.

Matthias Grünewald brachte für das spätmittelalterliches Antoniterkloster in Isenheim die Erfahrung des Asketen Antonius auf die Leinwand des berühmten Flügelaltars. Was da alles zum Vorschein kam als er sich sich selbst aussetzte. Ekeleregend: die Ängste, der „horror vacui“, die geheimsten Wünsche, die ihn bedrängten und gefangen hielten, die ihn in Angst und Schrecken versetzten. Wie viel Hässliches. Und das ihm, dem Gutmenschen! Das will man gar nicht sehen. Was alles an ihm zog und ihn schreckte, bis dass er zur Ruhe, meint zu sich und zu Gott fand und die Dämonen wichen.

Es macht jedenfalls, so des Antonius und auch des Reformators Erfahrung, keinen Sinn, vor diesen inneren Anfechtungen zu fliehen. Auch nicht der des Unglaubens, der Gottlosigkeit und des Zweifels. Nein. Wir brauchen den Mut, uns mit diesen inneren Anfechtungen auseinanderzusetzen. Martin Luther hielt den Mut, sich der Anfechtung ausgesetzt zu haben, also es bei sich selbst und den inneren Anfragen und Nöten ausgehalten zu haben und sich ihnen immer wieder auszusetzen für die entscheidende Qualifikation, die einer mitbringen müsse, dem man das Pfarramt anvertraute. Man muss wissen, was im Menschen ist und wirkt und sich ebenso empfunden haben, damit man versteht und mitempfindet, was in einem Menschen wirkt und ist.

Wer so tut, wer sich also sich selbst aussetzt, dem wird aus Angst Mut, aus Zweifel Glaube, aus Traurigkeit Freude, aus innerem Kampf Friede. Diese Erfahrung teilte Martin Luther mit Antonius. Sie folgten darin freiwillig oder unfreiwillig ihrem Herrn und Meister, der sich in die Wüste getrieben sah (Mk 1,12), der sich dem Gefühl der Gottverlassenheit aussetzte (Mk 15,34), der sich von der Menge entfernte, um ganz bei sich und so bei dem zu sein, den er seinen Vater nannte (Lk 6,12) / Mt 26,36).

Und erst als einer, der es wagte und aushielt, bei sich und bei Gott zu sein, der sich hin und wieder anföhlte wie das Nichts, erst als einer, der so bei sich war und Gott aushielt als den Abwesenden, war er – Jesus – einer, der bei den Menschen sein konnte, weil er – wie um sich – um sie wusste. Um ihre Seele. Um ihre Gotteserfahrung oder eben -nichterfahrung. So auch

Antonius, der nach Jahrzehnten in der Wüste, wieder das Gespräch mit dem und jener suchte, Kaiser beriet und zu wirklicher Zweisamkeit bereit und in der Lage war.

Ja, und er wusste, dass es dann wieder vonnöten war, zurückzukehren zu sich selbst, so dass er würde erneut als er selbst und nicht nur als Hülle seiner selbst, mit dem und jener kommunizieren zu können.

Ja es ist wohl wahr: Wer nicht bei sich sein kann, kann auch nicht als er oder sie selbst bei einem oder einer anderen oder in Gesellschaft sein. Das gilt auch und gerade für und in unsere Beziehungen. Wer nicht bei sich sein kann oder darf (!), verliert seine Persönlichkeit an das und jenes, an diese oder jenen. Und wer darüber den Wohlstand priorisiert und sich dafür aufreißt, verfehlt den Sinn seines Lebens an das Goldene Kalb, das wir „Wohlstand“ nennen. Er führt ein veräußerlichtes Leben. Ich weiß nicht, ob wir überhaupt noch wissen, wie das geht, ein „inneres Leben“ zu führen. Wir verkommen mehr und mehr zu seelenlosen Hüllen. Den Eindruck hatte Antonius auch. Deshalb nahm er Abstand von der High-Society seiner Zeit, vom Zeitgeist. Er nahm wahr, dass er nicht mehr bei sich war und fand sich jenseits des Main-Streams in sich selbst. Er kam wieder zu sich. Und – ein Wort des Antonius, das sich musikalisch in dem gehörten Choral zum Ausdruck bringt – : *„Wer sich selbst erkennt, erkennt auch die heilvollen Taten des Schöpfers und was dieser für seine Geschöpfe tut!“* Und was die späterhin so sprichwörtliche Ausgewogenheit der abendländischen Mönchsregeln betrifft, berichten die sogenannten „Aphothegmata patrum“:

Als Antonius einmal in verdrießlicher Stimmung und düsteren Gedanken in der Wüste saß, sprach er zu Gott: „Herr, ich will gerettet werden, aber meine Gedanken lassen es nicht zu. Was soll ich in dieser meiner Bedrängnis tun?“ Bald darauf erhob er sich, ging ins Freie und sah einen, der ihm glich. Er saß da und arbeitete, stand dann von der Arbeit auf und betete, setzte sich wieder und flocht an einem Seil, erhob sich dann abermals zum Beten, und siehe es war ein Engel des Herrn, der gesandt war, Antonius Belehrung und Sicherheit zu geben. Und er hörte den Engel sprechen: „Mach es so!“ Als er das hörte, wurde er von großer Freude und Mut erfüllt, und durch solches Tun fand er Rettung.

Diese Haltung lobte Luther in einer Predigt auf den Heiligen Antonius vom 27. April 1522 (WA 10 III 80-85) seinem und persiflierte sie in seinem Dictum: *„Ich habe heute viel zu tun, darum muss ich heute viel beten“, um wie folgt zu enden: „Hic tenete exemplum sancti Anthonii pro hac vita nobis commendatum. Donet nobis feliciter mutari dominus“ / „Das Beispiel des heiligen Antonius ist uns für unser Leben gegeben. Der Herr gebe, dass wir uns fröhlich verändern. Amen“* (WA 10 III 85)